

Die subjektive Welt eines jeden Lesers ist bevölkert: nicht nur von den realen Personen, deren Bekanntschaft er im Leben gemacht hat, sondern von Geschöpfen der Literatur. (Jean Améry)

EINLEITUNG

Die hier vorgestellten Aufsätze sind das Ergebnis der Arbeit von Literaturwissenschaftlern der Universitäten Barcelona, Salzburg und Wien, die in einem von Marisa Siguan (Universität Barcelona) und Karl Wagner (Universität Wien) geleiteten Forschungsprojekt¹ intertextuelle und interkulturelle Beziehungen zwischen österreichischer und spanischer Literatur in der Zeit zwischen den zwei letzten Jahrhundertwenden erforscht haben.

Das Projekt ging von komparatistischen Fragestellungen aus. Wenn man die Komparatistik als eine Disziplin ansieht, nicht so sehr als eine Wissenschaft, – so wie es romanische Sprachen wie das Spanische tun, die von *teoría literaria* aber nicht von *ciencia literaria* sprechen und somit vielen Diskussionen aus dem Wege gehen –, zeichnet sie sich durch bestimmte Fragestellungen aus, für die sich andere Ansätze, Disziplinen oder Wissenschaften kaum interessieren. Einige von diesen Fragestellungen, die in den hier vorliegenden Aufsätzen berücksichtigt werden, seien im Folgenden hervorgehoben:

Zunächst die Frage nach der Art, wie Autoren in je anderen nationalen Traditionen gelesen werden, wie sie in eine kulturelle Tradition eingebunden werden, bis sie ihr zugehören, wie sie zitiert und für den je eigenen Gebrauch nutzbar gemacht oder aber auch: ausgenutzt werden. Das Lesen hat, zumindest seit der Romantik, sehr viel mit Selbst(er)findung zu tun: man liest nicht mehr, um die Autorität der Meister in den Büchern zu finden, man liest, um sich selber eine Meinung zu bilden, um sich das Gelesene anzueignen, um, letzten Endes, sich selber in den Büchern zu lesen: so wie Werther *seinen* Homer und *seinen* Ossian liest. Der gelesene Autor wird als Weggefährte, als Mentor, als Komplize oder als Widerpart empfunden, dessen Werk man sich aneignen kann, um es für sich zu verwerten: als Überlebenshilfe oder aber: um die Welt des Lesers und neuen Autors zu bevölkern und lebbar zu machen. Jean Améry schreibt in seinem Essay *Ein Leben mit Büchern*:

Der lebenslange Umgang mit Büchern, wenn ich versuche, ihn zu analysieren [...] ist wesentlich ein Umgang mit Menschen. [...] Davos, das war Castorp, das waren Ziemssen, Settembrini und Madame Chauchat. In der Normandie, die ich häufig bereise, finde ich in einem elenden Nest die Fußspuren der Emma Bovary. Illiers ist Combray. Sollte ich jemals nach Moskau kommen, würde ich zweifellos aufs intensivste die geisterhafte Gegenwart Raskolnikows verspüren. Die subjektive Welt eines jeden Lesers ist bevölkert: nicht nur von den realen Personen, deren Bekanntschaft er im Leben gemacht hat, sondern von Geschöpfen der Literatur. Sie sind um uns, Julien Sorel und der junge Werther, der Zögling Törless und Leopold Bloom; Hans Giebenrath, Serenus Zeitblom, [...].

¹ Das Projekt wurde im Rahmen der “Acciones Integradas” von dem spanischen Ministerio de Educación y Cultura und vom Österreichischen Austauschdienst (ÖAD) während der Jahre 2000 und 2001 finanziert.

Beizufügen ist freilich, dass alle hier Aufgereihten und hinter ihnen die zahllosen Nichtgenannten einen erheblich höheren Realitätsgrad haben als viele Personen, die im Laufe unseres Lebens in Fleisch und Blut vor uns hintraten.²

Ein weiterer Punkt betrifft die Frage, wie Epochenbegriffe über die Grenzen von Sprachen und Nationalliteraturen hinweg zeitlich und auch methodisch bestimmt und realisiert werden, wie ihre spezifischen Themen behandelt werden, in denen Geschichte und Tradition zusammenkommen. Ob sich bestimmte Themen, Realisierungen oder Formen auf eine bestimmte Sprache oder Tradition beschränken oder auch in der anderen präsent sind, bedarf eines genauen historischen Blicks. Dabei geht es nicht so sehr um die Feststellung einer einheitlichen Totalität des Begriffes über den Kulturen, sondern um das Erkennen von Differenzen, Besonderheiten und unterschiedlichen Prozessen, die Epochenbegriffe wie Realismus und Jahrhundertwende (*Fin de siècle*) nicht nur in der spanischen und österreichischen Kultur nachhaltig transformiert haben.

Die Bewältigungsversuche des Horrors der Geschichte in der Literatur beider Länder hat sich als ein fundamentales Thema für die Literatur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gezeigt. Bei diesem Thema ist die Analyse von interkulturellen und intertextuellen Bezügen, von der Art, wie Literatur gelesen und gebraucht wird, besonders ergiebig gewesen. Die identitätsbildende Funktion der Memoria wird darin offensichtlich, der persönlichen aber auch der literarischen Memoria, die Benützung der literarischen Tradition, um den Horror zu benennen und ihn so zu überleben, der Versuch, die Grenzen der Sprache zu erweitern, um das bis jetzt nicht Sagbare zu sagen, aber auch das Erdrücktwerden in und von der Tradition, von der Sprache. Die Ausbruchversuche, die in Literatur enden, die Literatur als Überlebenshilfe, die Todesarten, die in der Literatur erkannt und erinnert werden: alles das kennzeichnet die gemeinsamen Versuche und Bilanzen der Werke, die unter diesem Punkt der Fragestellung – Formen der Bewältigung des Horrors der Geschichte in der Literatur – analysiert werden. Zu den Bewältigungsversuchen des Horrors gehört insbesondere auch die Frage, inwieweit sich bei den Tätern und deren Nachfahren ein Bewusstsein von dem gebildet hat, was sie taten. Es bedürfte eines besonderen bilateralen Forschungsschwerpunkts, um zu untersuchen, ob und wie die Tatsache, dass beide Länder eine eigene Version des Faschismus ausgebildet haben, in der Folge politisch, historisch und also auch literarisch artikuliert und reflektiert worden ist. Die österreichische Kunst, es nicht gewesen zu sein, wird – im zunehmenden zeitlichen Abstand von den Verbrechen des Dritten Reiches – zu einem bitteren Grundton der Gegenwartsliteratur. Nicht zu übersehen sind freilich da wie dort Versuche, die Monstrosität der je eigenen Vergangenheit revisionistisch zu verharmlosen und mit einer selbstzufriedenen Geschichtslosigkeit kompatibel zu machen.

Die Literaturgeschichte entwickelt sich in einer Dynamik, für die das Verhältnis zwischen kulturellen Zentren und Peripherie eine Rolle spielt, wobei kulturelle Zentren nicht unbedingt mit den politischen Zentren zusammenfallen müssen. Das

2 Jean Améry: Ein Leben mit Büchern. Améry-Nachlass im Marbacher Literaturarchiv, Mk 81.1275, S. 2

Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie in den literarischen Manifestationen zu erforschen, stellt eine reizvolle, wenngleich aufwendige Forschungsaufgabe für vergleichende Kultur-Analyse dar. Aus dieser Perspektive gesehen, hat sich jedenfalls gezeigt, dass die spanische und die österreichische Literatur Gemeinsamkeiten im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert aufzuweisen haben: Das kulturelle Zentrum Wien wird im Laufe des Jahrhunderts an die geschichtliche Peripherie geraten, Spanien ist es schon längst gewesen. Für Wien bzw. Österreich hat das Günther Anders bald nach Ende des Zweiten Weltkriegs scharfsinnig diagnostiziert: Wien ist

Provinz seiner eigenen, glänzenden, weitentfernten Vergangenheit. An dieser mißt es sich, dieser gravitiert es zu, dieser sucht es in Äußerlichkeiten nachzueifern, wie Brüssel Paris nacheifert. [...] Zu verwundern ist das nicht. Eine Stadt, die noch vor vierzig Jahren selbst kosmopolitisch und ein eigenes Gravitationszentrum gewesen war, hat natürlich keine Übung darin, sich auf ein anderes Kraftfeld auszurichten, ja überhaupt zu 'empfangen' und durch Empfang der Welt zuzugehören; ist darin jedenfalls viel ungeübter als beliebige kleine Städte oder Staaten.³

Aus diesem peripherischen Bewusstsein, aus dem Bewusstsein einer großen Vergangenheit entstehen Krisensensibilitäten und Identitätssuchen, im schlimmsten Fall aber auch Größenwahnprojektionen oder Provinzialität, die vergleichbar sind. Und die totalitaristischen Traumata der Geschichte des 20. Jahrhunderts teilen die beiden Länder auch. Literatur löst nicht die Inkohärenzen, die Projekte, Projektionen und Traumata der menschlichen Existenz, aber sie entdeckt und beschreibt ihre Formen. In dem Maße, in dem diese Formen vergleichbar sind, sind es auch die Werke, die Autoren.

Wir haben in diesem Band den Versuch unternommen, einige davon zu beschreiben. Damit ist freilich erst ein Anfang gemacht und vieles noch nicht untersucht, was die Literatur und Kultur der beiden Länder verbindet. Es wäre zu hoffen, dass diese Arbeit, die so ermutigend begonnen hat, eine Fortsetzung findet und damit auch der Reflexionsprozess über die nationalen Identitätskonstruktionen, für den die Literatur immer noch eine unverzichtbare Instanz darstellt, obwohl bzw. weil sie zugleich in diese Konstruktionsarbeit verstrickt ist.

3 Günther Anders: Tagebücher und Gedichte. München: Beck 1985, S. 127.